

Leben für den Augenblick des Rauschs

Viele Drogensüchtige sind sozial ausgegrenzt und obdachlos. Streetworker der Integrativen Drogenhilfe bieten ihnen mehr als nur einen Platz zum Schlafen.

Von Ilka Müller

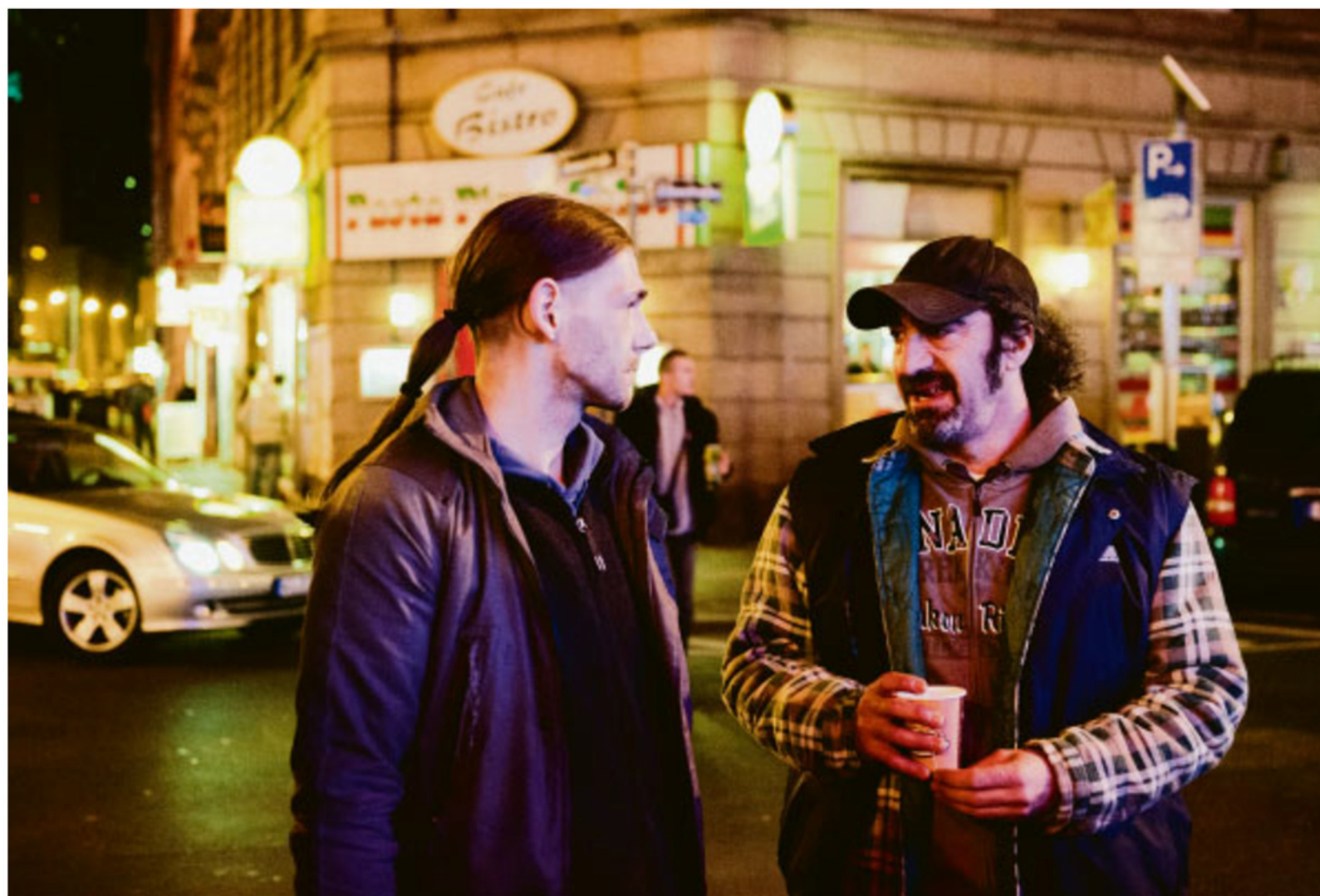
Die grellen Lichter der Werbeschilder blinken von beiden Straßenseiten. Auf den Bordsteinen vor Casino, Kneipe und „Sexyland“ stehen Menschen verschiedenster Nationalitäten in kleinen Gruppen zusammen. Sie reden, rufen einander Satzketzen hinterher, rennen über die Straße. Im Bahnhofsviertel geht es hektisch zu. Vor allem abends und in der Nacht ist es auf den belebten Straßen laut und hell.

Roberto biegt mit einem dunkelblauen Kleinbus links ab. Helle, blinkende Schilder gibt es hier nicht. Es ist dunkel und riecht nach Urin. Nur vor einem Gebäude tummeln sich Frauen und Männer, obwohl es Sonntagabend, 22 Uhr, ist. Der Ansturm ist groß. Das ist er immer, weil Wochentag und Uhrzeit hier keine Rolle spielen – im Konsumraum Niddastraße.

„Ei gude, lang net mehr gesehen“, ruft Roberto einem Mann zu, dessen dürrer Körper in abgetragener Kleidung steckt. Roberto und Jenifer – jeder nennt sie nur beim Vornamen – gehen auf die Menschentraube zu, sie werden begrüßt und in kurze Gespräche verwickelt. Die beiden sind Streetworker der Integrativen Drogenhilfe und fahren an diesem Abend den Shuttle-Bus des „Eastside“, einer Einrichtung für Schwerstabhängige. Auch der Konsumraum an der Niddastraße wird von dem Verein betrieben. Süchtige können hier unter hygienischen Bedingungen illegale Drogen konsumieren. Für den Shuttle ist das Haus immer der erste Halt. Die meisten aus der Szene verlieren nach und nach alles, haben kaum soziale Kontakte und kein Dach über dem Kopf. Weil der Weg von hier bis ins Eastside an der Schielestraße im Ostend weit ist, gibt es den Fahrservice. Er wird täglich genutzt, die knapp 100 Betten sind jede Nacht belegt.

Nächster Halt für den „Schielebus“ ist die Taunusstraße, Ecke Elbestraße. Roberto steigt aus, zündet sich eine Zigarette an und beobachtet eine junge Asiatin auf Highheels, die einen glatzköpfigen Mann begleitet, der mindestens doppelt so alt ist wie sie. Viele Frauen verkaufen ihren Körper, um die Sucht zu finanzieren. Im Eastside können sie sich ausruhen.

„Frauen, die anschaffen gehen, dürfen auch tagsüber in den Wohnbereich“, sagt Jenifer. Sonst werde der erst abends geöffnet. Roberto vermutet, dass die Polizei heute durch das Viertel gefahren ist. „Es ist so ruhig“, bemerkt er und schnippt seine Kippe in den nächsten Gully. Von der Elbestraße laufen die Streetworker auf die Kaiserstraße. Sie sind aufmerksam, schauen in dunkle Ecken, beobachten die Menschen, die an ihnen vorbeigehen. „Wir sind auf alles gefasst“, sagt der Achtundvierzigjährige mit den schwarzgelockten Haaren, die unter seiner Kappe hervorschauen. Mit den „Steinen“ habe sich



Beratung im Bahnhofsviertel: Der Streetworker Roberto Carelli (rechts) im Gespräch mit einem Drogenkonsumenten, der seinen Namen nicht nennen mag.

Foto Felix Schmitt

die Szene stark verändert. „Die Süchtigen sind aggressiver und gewalttätiger“, sagt Roberto, der mit „Steinen“ die Droge Crack meint. Sie wird aus Kokain hergestellt, das mit Backpulver und Wasser zu kleinen Kristallen aufgekocht und in Pfeifen geraucht wird. Der aufputschende Rausch hält aber nur wenige Minuten an, dann fallen Süchtige in eine depressive Phase. Deshalb kenne die Jagd nach dem Stoff kaum Grenzen. „Dabei geht es immer nur um den kurzen Augenblick.“

Langjähriger Drogenkonsum hinterlässt Spuren. Abszesse, Herzprobleme und Nierenversagen beobachten die Mitarbeiter der Drogenhilfe häufig. Deswegen ist die Arbeit auf der Straße so wich-

tig. Hier können sie Kontakt zu Betroffenen aufnehmen und auf die Angebote der Einrichtung hinweisen. „Nur wenn sie uns vertrauen, haben wir Chancen, was zu erreichen“, weiß Roberto. Ziel sei es, Süchtige an Einrichtungen zu vermitteln, in denen sie therapiert und entgiftet werden oder statt der Drogen Ersatzstoffe bekommen, um ein normales Leben führen zu können. „Wenn sich Klienten mal von einem Arzt untersuchen lassen, ist das schon ein Erfolg.“

Es ist 23 Uhr, Roberto und Jenifer sind zurück an der Ecke zur Elbestraße. Ein Pärchen kommt auf den geparkten Wagen zu, sie wollen mit ins Eastside. „Auf nach Hause“, murmelt Christian, während er

auf die Rückbank des Busses klettert. Seit vier Monaten sind er und Elke (Namen geändert) in Frankfurt, seitdem schlafen sie schon im Eastside. Kennengelernt haben sie sich vor sechs Jahren in Köln. Die lange Beziehung der beiden ist eine Ausnahme. Freundschaften oder Liebesbeziehungen gibt es im Drogenmilieu kaum. „Jeder ist sich hier selbst der Nächste“, meint der Sechszwanzigjährige, der sich mit seiner Freundin täglich Heroin spritzt. Dazu nähmen sie Tabletten und seit kurzem rauchten sie auch „Steine“. Ihr wenig Hab und Gut schleppen sie in Leinenbeuteln mit. Viel ist es nicht, weil sie das meiste Geld für Drogen ausgeben.

Um ihren Körpern die quälenden Entzugserscheinungen zu ersparen, müssen sie an jedem Tag mindestens 150 Euro zusammensammeln, eher mehr. Christian senkt den Kopf, schaut auf seine dünnen Oberschenkel und erzählt von den unzähligen Gefängnisaufenthalten wegen Beschaffungskriminalität. „Das ist so scheiße, aber was soll ich denn machen?“

Elke steht seit kurzem auf einer Warteliste zur Entgiftung. „Ich denke Schritt für Schritt“, sagt die 26 Jahre alte Kölnerin. „Den Spruch haste doch aus der Therapie“, scherzt Roberto vom Vordersitz. Er schaut in den Rückspiegel und zwinkert. Der sympathische, aufgeschlossene Mann mit den breiten Schultern und den großen dunklen Augen, die von tiefen Falten umrahmt werden, weiß genau, wovon er spricht. „Ich bin Ex-Junkie. Bis 1993 war ich druff wie Harry.“ Dann kam der Entzug, seit Mitte der neunziger Jahre ist er clean. Drogen bestimmen sein ganzes Leben, seit 1998 aber nur noch als Sozialarbeiter. Das mache Hoffnung, findet Christian. „Ich unterdrücke jeden Tag die

Realität. Sonst würde ich mich vor nen Zug schmeißen oder mir den Goldenen setzen.“

Der Shuttle-Bus holpert nun zum vierten Mal in dieser Nacht über das Kopfsteinpflaster vor dem Eastside. Wie oft sie je Schicht führen, hänge von den Klienten ab, sagt Jenifer, die als Beifahrerin auch während der Fahrt die Menschen auf der Straße beobachtet. Wenn die Abhängigen auf der Fahrt ihre Geschichten erzählen, schwingt fast immer etwas Nostalgisches mit. Aber auch die traurige Realität über vergebliche Entgiftungen und abgebrochene Therapien.

Beim 36 Jahre alten Ömer (Name geändert) hört sich das etwas anders an. Er könne nicht ohne Drogen leben, habe es nie versucht. „Ich schnupfe Heroin und Kokain.“ Das klingt fast harmlos im Vergleich zu denjenigen, die sich die Drogen nur noch in die Halsschlagader spritzen können, weil alle anderen Körperstellen verknorpelt sind. „2008 bin ich Vater geworden, ich fahre jedes zweite Wochenende nach München zu Frau und Kind“, sagt er so selbstverständlich, als wäre er etwa wegen eines Jobs in Frankfurt. Die Mutter seiner Tochter ist seine erste große Liebe, seit 20 Jahren sind sie ein Paar. „Sie will, dass ich endlich den Schlussstrich ziehe. Die versteht das nicht, weil sie selbst nie Drogen genommen hat“, sagt Ömer, der die Lichter der beleuchteten Skyline beobachtet, die sich im Main spiegeln.

Es sind die Geschichten, welche die Streetworker Tag für Tag hören. Abschalten können Roberto und Jenifer heute frühestens um 3.30 Uhr, dann ist ihre Schicht vorbei. Morgen geht es aber weiter – denn Uhrzeit und Wochentag spielen eben keine Rolle.

Zahl der Drogentoten nimmt weiter ab

Das „Eastside“ der Integrativen Drogenhilfe ist nach Angaben der Stadt Europas größte Drogeneinrichtung. Für viele Süchtige ist es Auffangstation und erste Anlaufstelle nach einer abgebrochenen Therapie, einer Entgiftung oder einem Gefängnisaufenthalt. Außer dem Wohntrakt gibt es noch den Sozialdienst und ein großes Café mit Sofas, Fernsehraum und Essensausgabe – ein Schutzraum, in dem sich Süchtige erholen können. Etwa 70 Mitarbeiter kümmern sich vor allem um die Begleiterscheinungen des Drogenkonsums. Denn fast alle Süchtigen leiden an Depressionen, Psychosen, Borderline und Schizophrenie. Das städtische Drogenreferat beobach-

tet die offene Drogenszene und veröffentlicht einmal im Jahr Ergebnisse ihrer Untersuchung. Demnach ist die Zahl der Drogentoten seit 1992 stark zurückgegangen. Starben vor 20 Jahren noch 197 Süchtige an den Folgen des Konsums, waren es von 2008 bis 2010 insgesamt 99 und im vergangenen Jahr 26. Auch das Durchschnittsalter der Konsumenten ist kontinuierlich angestiegen. 1991 waren Abhängige durchschnittlich 27,7 Jahre alt, im Jahr 2002 schon 34,7 Jahre. Vergangenes Jahr lag das Durchschnittsalter bei 38,2 Jahren. 65 Prozent der Befragten wussten, dass sie an Hepatitis C erkrankt sind, und sechs Prozent gaben an, HIV-positiv zu sein. (ilm.)